

Kommentar:

Cuvée oder Cafeteria-Menü? Über eine Verbindung qualitativer und quantitativer Methoden in der Sozialforschung¹

Von Jo Reichertz

1. Neue Grenzgespräche

Ohne Zweifel sind die Forscher und Forscherinnen, die bei ihrer Arbeit qualitative Methoden verwenden, zur Zeit in Deutschland recht *erfolgreich*. Allerdings gilt dieser Befund *nicht* für jedes Fach in gleichem Maße: Für die Soziologie und die Pädagogik gilt er mehr, für die Psychologie, die Politikwissenschaft, die Kommunikationswissenschaft, die Medienwissenschaft und die Textwissenschaften (Germanistik, Anglistik, Romanistik, Philosophie, Theologie) gilt er teils erheblich weniger.

Dennoch: Auch wenn in der Mehrzahl der kulturwissenschaftlichen Fächer die qualitative Forschung immer noch mehr als Aschenputtel und weniger als Prinzessin behandelt wird, ist sie in Deutschland *normal* geworden. Sie hat sich sogar recht stark *institutionalisiert*, bedenkt man, dass die deutsche qualitative Sozialforschung sich vor etwa 40 Jahren erstmals wieder (als Reimport aus den USA) bemerkbar machte.

Den auch kommerziellen Erfolg der Qualitativen erkennt man daran, dass sich Bücher zu qualitativen Methoden sehr gut verkaufen. Einführungen in die qualitative Sozialforschung gehen wie warme Semmeln über die Theke – sie dürfen sogar etwas teurer sein. Gleches gilt für Einführungen in bestimmte Verfahren – allerdings müssen diese deutlich preisgünstiger sein. Zu dem publizistischen Erfolg der Qualitativen gehört auch der Erfolg der Buchreihen „Biographie und Gesellschaft“, „Interaktion und Lebenslauf“ und „Qualitative Sozialforschung“. Zudem gehört zu dieser Art Erfolg auch die Gründung einer Reihe von Fachzeitschriften wie BIOS, Sozialer Sinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Zeitschrift für Qualitative Forschung und Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS). Auch virtuell sind die Qualitativen auf dem Markt der Fachjournale erfolgreich. Beispielsweise ist die Erfolgsgeschichte vom Forum Qualitative Sozialforschung (FQS). Im Jahr 2000 auf Initiative von Katja Mruck weltweit online an den Start gegangen, stellte sich für dieses fachübergreifende und schulenunabhängige, in Englisch, Spanisch und Deutsch erscheinende Publikationsmedium (mit Peer Review) schnell eine breite Akzeptanz und Nachfrage ein. Heute ist FQS die deutsche Online Zeitschrift mit dem größten Ansehen, die auch weltweit zur Kenntnis genommen wird.

Ein weiteres Indiz für den Erfolg der Qualitativen ist, dass immer mehr gesellschaftliche Gruppen die Qualitativen ernst(er) nehmen und bereit sind, dafür auch zu zahlen. Denn auf dem Markt sozialwissenschaftlicher Analyse werden verstärkt qualitative Studien nachgefragt. Was bemerkenswert ist: Nicht nur Behörden, die chronisch unter Geldmangel leiden und deshalb wenig zahlen wollen und können, treten als Interessenten auf, sondern es sind zunehmend auch private Unternehmen und Marktforschungsinstitute, die immer öfter auch qualitative Studien nachfragen.

1) Ganz herzlich danken möchte ich Hanns-Georg Brose für unser sehr langes, intensives und konstruktives Gespräch über die Möglichkeit, qualitative und quantitative Methoden jenseits der üblichen Einteilungsversuche, die entweder über die *Reihenfolge* (Vorphase und Hauptphase) oder den *Gegenstandsbereich* (Mikro vs. Makro) erfolgen, fruchtbar miteinander zu verbinden. Vieles von dem, was wir erörterten, taucht (ohne dass extra darauf hingewiesen wird) in meiner hier vorgelegten Argumentation auf. Ausdrücklich danke ich jedoch für die Metapher mit dem Cafeteria-Menü.

Der institutionelle, publizistische und auch kommerzielle Erfolg der Qualitativen hat eine eigene und teils widersprüchliche Entwicklung in Gang gebracht: nämlich die verstärkte *Kanonisierung* der Methoden bei gleichzeitiger *Zersplitterung* und Beliebigkeit. Zum einen versuchen vor allem die Protagonisten der etablierten qualitativen Verfahren eine verbindliche Vorgabe über die theoretischen Prämissen und die Interpretationspraktiken vorzugeben, zum anderen ‚stricken‘ sich immer mehr Forscher und Forscherinnen in Anlehnung und in Ausbeutung bereits eingeführter Methoden ihre eigenen Rechtfertigungen und Deutungspraktiken.

Kein Zweifel: Die qualitative Sozialforschung hat sich in den deutschen Landen etabliert. Die kämpferischen Tage der Pionierzeit, als es noch galt, unter dem Banner der Aufrechten die – damals etablierten – Quantitativen aus dem Felde zu schlagen, sind (insbesondere in der Soziologie und der Pädagogik) vorbei und fast schon vergessen – die Zeit der metatheoretischen und paradigmatischen Abgrenzungsbemühungen gegenüber quantifizierenden, nomologisch-deduktiv verfahrenden Ansätzen scheint vorerst vorüber. Die „lange erstarrten Fronten [sind] – unverkennbar – in Bewegung geraten“ (Esser 2007: 351).

Selbst Vertreter der quantitativen Forschung scheinen auf einen Konsenskurs eingeschwenkt zu sein. Oft spricht man neuerdings (in beiden Gruppen) von zwei Forschungsstrategien, die beide ihre Berechtigung hätten; es käme halt auf die jeweilige Frage und das jeweilige Ziel der Forschung an, ob man die eine oder die andere Strategie einzusetzen habe. Zudem solle eine Streitkultur erblühen, die über die Stärken und Schwächen der Methoden in Konkurrenz tritt und so den Besten bzw. die beste Methode überleben lässt (Schreier 2005). Andere propagieren bereits die ‚Mixed Methods‘ (z.B. Erzberger 1998, Kelle / Erzberger 2000) – im Übrigen mit beachtlichem Erfolg.

Für den Beobachter dieser ‚neuen Verträglichkeit‘ taucht dabei schnell die nicht unspannende Frage auf, weshalb man sich jetzt, nach gut vier Jahrzehnten, auf einmal einig ist. Weshalb auf einmal diese Harmonie? Sind die Methoden und hier insbesondere die qualitative Methode etwa langsam *erwachsen* geworden? Anfangs musste jede Methodik noch ihren Kern finden, ihre Grenzen abstecken und mittels Grenzarbeit sich finden und den Anderen als abweichend kennzeichnen. Doch jetzt scheinen beide erwachsen zu sein. Und selbstbewusst. Man erkennt, was einen vom Anderen trennt, aber auch, was einen mit ihm verbindet. Und kann damit leben.

Oder sind alle Beteiligten des Kampfes und des Aufwandes müde? Man hat sich lange gemacht, dabei seinen *claim* abgesteckt, aus dem man hinreichend Gewinne abschöpfen kann – natürlich nur, wenn der Andere einen in Ruhe weiterarbeiten lässt. Sitzen jetzt etwa alle auf ihren Besitztümern, in ihren Kleingärten, und lassen einander der Arbeit nachgehen, weil Streit das Geschäft stört?

Aber es gibt auch Unruhestifter, die zu Gesprächen über die Grenzen und Gartenzäune hinweg animieren wollen. Zu diesen Unruhestiftern muss seit neuestem auch die Zeitschrift *Soziale Welt* gezählt werden. Mit dem dritten Heft des Jahres 2007 hat sie eine Diskussion über ungewohnte Verbindungen (Systemtheorie und qualitativ operierende Forschung) und auch über eine mögliche ‚Verbindung‘ qualitativer und quantitativer Methoden begonnen.

In dem hier vorliegenden Heft wird diese Debatte mit einem Aufsatz von Marlen Schulz und Michael Ruddat weitergeführt. Sie plädieren engagiert für eine Integration der qualitativen und quantitativen Methoden. Das ist ohne Zweifel verdienstvoll. Leider ist der Text von Schulz und Ruddat aus meiner Sicht für ein fruchtbare Gespräch nicht so recht geeignet, weil er zum einen von einem unzureichenden Verständnis qualitativer Methoden ausgeht und weil er zum anderen das Problem der Vereinbarkeit vordergründig auf die praktische Kombinierbarkeit qualitativer und quantitativer Verfahren verengt und es unterlässt, das jeweilige Erkenntnisinteresse der einzelnen Forschungskulturen mit zu bedenken.

2. Unzulässige Einvernahme

„Weber selbst spricht in den ‚Soziologischen Grundbegriffen‘ vom ‚erklärenden Verstehen‘, welches soziales Handeln durch das Deuten des subjektiv gemeinten Sinns und äußerer Bedingungen erklärbar macht. Damit muss eine richtige kausale Deutung einerseits ‚sinnadäquat‘ (Erfassung des Sinnzusammenhangs) und andererseits ‚kausal adäquat‘ (Regelmäßigkeit des Handelns) sein (Weber 1980: 5; 1988: 432ff). Damit verbindet Weber zwei Methoden, die heute unter den Bezeichnungen ‚qualitativ‘ (sinnadäquat) und ‚quantitativ‘ (kausal adäquat) subsumiert werden.“ (107) Mit dieser These beginnt die Arbeit von Schulz und Ruddat und sie ist so nicht zutreffend: weder sind die qualitativen Methoden allein für die Sinnadäquanz zuständig noch die quantitativen für die Kausaladäquanz.²

Da jedoch, so die Argumentation von Schulz und Ruddat weiter, trotz der Vorarbeiten von Weber in der Soziologie die „Kombination qualitativer und quantitativer Befunde auf der Ebene der methodischen Grundlagendiskussion unseres Erachtens zu wenig Beachtung gefunden“ (108) hat (was die Autoren verwunderte), wollen sie helfen, diesen Missstand zu beseitigen. „Wir möchten deshalb in diesem Artikel folgende Fragestellung bearbeiten: Welche praxistauglichen Hinweise können im Hinblick auf eine gemeinsame Auswertung qualitativen und quantitativen Materials gegeben werden?“ (108)

Ihr Vorschlag: Mit Hilfe der von Gene V. Glass 1976 eingeführten, quantitativ angelegten Metaanalyse (die im Übrigen eine Vielzahl von Varianten aufweist) soll aufgezeigt werden, „dass sowohl auf der Sekundärebene als auch auf der Ebene einer Metaanalyse eine integrative Auswertung im Sinne der Methodentriangulation möglich ist“ (109). Zu diesem Zweck wollen „sie eine gemeinsame Auswertungsstrategie für qualitative und quantitative Daten“ (114) erproben. Als qualitatives Verfahren wählen sie eine besondere Art der Inhaltsanalyse, nämlich die *skalierende Strukturierung* von Mayring, da sie, so Schulz und Ruddat, „manifeste und latente Strukturen“ (114) integriere.

Um dies auch methodologisch zu untermauern, stellen sie im Anschluss an Lamnek die fünf Merkmale qualitativer Sozialforschung vor. Dies seien: „Offenheit, Flexibilität, Kommunikativität, Naturalisität und Explikation“ (110). Demgegenüber seien die fünf Merkmale der quantitativen Forschung folgende: „Vorstrukturierung, Standardisierung, Quantifizierung, Subjekt- / Objekt trennung und Reproduzierbarkeit“ (109). Neben diesen jeweils fünf Merkmalen gebe es, so Schulz und Ruddat, einen weiteren zentralen Unterschied: „In der qualitativen Sozialforschung werden in der Regel keine Gesetze, Theorien oder Hypothesen getestet, sondern subjektiv konstruierte Regelmäßigkeiten der Befragten oder Beobachteten erforscht. Es geht weniger um das ‚Warum?‘ als vielmehr um das ‚Wie?‘ sozialer Tatbestände“ (110).

Eine solche Sicht der qualitativen Sozialforschung, nämlich dass sie sich vor allem um ein Verstehen bemühe, während die quantitative Forschung vor allem auf Erklärung angelegt sei, ist gewiss unterkomplex³. Angebrachter ist die Sicht, dass es das Ziel jeder Wissenschaft

-
- 2) Im Übrigen ist es mit der Adäquanz nicht so einfach. Schon viele nachdenkliche KollegInnen haben in den seit mehreren Jahrzehnten geführten Diskussionen gezeigt, (z.B. Eberle 1999 und Nollmann 2006), dass weder die Sinn- noch die Kausaladäquanz von Konstruktionen so leicht zu erhalten ist – vor allem deshalb, weil man nicht angeben kann, wie man das Vorhandensein von Adäquanz feststellen könnte.
- 3) Diese These ist auch innerhalb der Argumentation von Schulz und Ruddat nicht nachvollziehbar, zitieren sie doch Lamnek selbst kurz zuvor mit einer Aussage, die ihrer Deutung massiv widerspricht. Das von ihnen vorgestellte Lamnek-Zitat lautet so: „Qualitative Sozialforschung interessiert sich primär für Deutungs- und Handlungsmuster, die eine gewisse kollektive Verbindlichkeit besitzen [...]. die Muster existieren nicht per se, sondern nur durch ihre Anwendung. Sie werden von den sozialen Akteuren konstituiert. [...] Diesen Konstitutionsprozeß von Wirklichkeit zu dokumentieren, analytisch zu rekonstruieren und schließlich durch das verstehende Nachvollziehen zu erklären, ist das zentrale Anliegen einer qualitativen Sozialforschung“ (Lamnek 1995a: 24f).

→ Fußnote geht weiter

ist zu allgemeinen Aussagen zu kommen. Wissenschaft kann nämlich (will sie ernst genommen werden) nicht im Besonderen verbleiben, sondern Wissenschaft muss auch das Allgemeine wollen. Und wenn ich das richtig sehe, beschränken sich nur sehr wenige qualitativ arbeitende ForscherInnen auf die Deskription und / oder Dokumentation des Einzelfalles. Fast allen geht es auch um das Muster, das verbindet, das Muster, das verstehen lässt, das Muster, das erklärt. Ich sehe also keinen generellen Verzicht der Qualitativen auf Erklären - wie dies immer wieder behauptet und auch befürchtet wird.

Einzuräumen ist allerdings, dass innerhalb qualitativer Forschung ‚Erklären‘ nicht mehr mit einem einfachen Determinismus verbunden werden kann, sondern nur noch mit Wahrscheinlichkeiten. Aber das hat etwas mit dem Gegenstand der qualitativen Forschung zu tun. Dieser Gegenstand (= menschliches sinnhaftes Handeln) ist einerseits sehr komplex, aber wichtiger ist, dass er nicht nur auf die eigene Praxis reagiert, indem er das Vergangene interpretiert und sein Handeln danach neu orientiert, sondern diese Praxis reagiert sehr sensibel auf Deutungen dieses Handelns z.B. durch die Wissenschaften. Und je mehr die WissenschaftlerInnen sich in ihren Publikationen an die Öffentlichkeit wenden und je leichter diese an die Ergebnisse der Wissenschaft gelangen kann, desto leichter und nachhaltiger wird die Wissenschaft das von ihr Untersuchte auch irritieren und verändern. Insofern konstituieren die Wissenschaften ihren Gegenstand immer mit. Dieses Wissen ist eigentlich nicht besonders neu.

Darüber hinaus sollte nicht besonders betont werden müssen, dass es nicht *die* qualitative Sozialforschung gibt, sondern eine Vielzahl verschiedener Ansätze (dazu unten mehr, siehe auch das Heft von *Erwählen. Erwählen. Ethik*, Heft 2 / 2007 zur Qualitativen Sozialforschung). Ebenso klar ist, dass der von Schulz und Ruddat als Kronzeuge benannte Lamnek (bei aller Wertschätzung seiner Person) nicht der Sprecher der qualitativen Sozialforschung ist, sondern Exponent einer besonderen Variante. Gleiches gilt für Mayring: auch er vertritt eine eigene Position, die nicht unbedingt ‚mehrheitsfähig‘ ist. Nicht ‚mehrheitsfähig‘ dürfte (bei aller Wertschätzung) auch die These sein, bei der von Mayring entwickelten inhaltsanalytischen Methode der skalierten Strukturierung würde es sich um eine Methode der qualitativen Sozialforschung handeln.

Kurz: Die von Schulz und Ruddat vorgenommene Engführung der qualitativen Sozialforschung auf das Verständnis von Lamnek und eine Methode von Mayring engt zugleich die Aussagekraft der von ihnen vorgetragenen These (zu) stark ein. Nichtsdestotrotz kann man die Arbeit von Schulz und Ruddat zum Anlass nehmen, grundsätzlich über eine Verbindung qualitativer und quantitativer Verfahren nachzudenken.

3. Das Feld qualitativer Methoden

Qualitative Methoden weisen in gewisser Hinsicht Ähnlichkeiten mit Süßfrüchten auf – nicht weil sie wohlschmeckend oder gar gesund wären. Nein, ähnlich wie bei Süßfrüchten gibt es auch bei den qualitativen Methoden nicht etwas Bestimmtes, Festes, das (bei näherer Betrachtung) allen gemeinsam wäre – etwas, das es rechtfertigen würde, einerseits Feigen, Bananen und Zitronen und andererseits Inhaltsanalyse, Grounded Theory, Narrationsanalyse und Hermeneutik unter einen jeweils eigenen Begriff zu fassen (siehe hierzu ausführlich Reichertz 2007a und 2007b).

-
- 3) Zu den Merkwürdigkeiten der Rezeption der qualitativen Sozialforschung zählen auch die folgenden Sätze: „Bei der Datenerhebung ermöglicht das Verfahren des theoretical sampling (Glaser / Strauss 1998: 53 ff), auch mit geringen Fallzahlen eine Sättigung der inhaltlichen Perspektiven oder subjektiven Deutungsmuster der Befragten zu erreichen. Eine höhere Erhebungsvalidität (im Sinne von theoretischer Validität) kann mit dem theoretischen Sampling erreicht werden. (Lamnek 1995a: 163)“ (111)

Wendet man sich nun von der Vielzahl von Früchten, die nicht im Norden wachsen, ab und betrachtet stattdessen das aktuelle Feld der qualitativen Methoden, dann sieht man vor allem „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Kleinen wie im Großen“ (Wittgenstein 1977: 57). Was man gerade nicht sieht, das sind klare Grenzen und abgeschlossene Gebiete. Es gibt also aus meiner Sicht keine (kleine) Schnittmenge, die allen qualitativen Methoden gemein ist (z.B. die Ausrichtung auf den Akteur und seine Intentionen), sondern es gibt Ähnlichkeiten und Überschneidungen, aber auch Widersprüche und Gegensätze. Zumindest darin sind sich die aktuellen Versuche einig, die Qualitative Sozialforschung fassbar zu machen (Lüders 2000, Knoblauch 2000, Wohlrab-Sahr 2000, Mruck 2000, Hollstein / Ullrich 2003, Flick 2005, Maiwald 2005, Bohnsack 2005, Hitzler 2002 und 2007 und Reichertz 2007a und 2007b; besonders lesenswert ist im Hinblick auf die internationale Entwicklung der Qualitativen Sozialforschung der FQS Sonderband von Knoblauch / Flick / Maeder 2005 und auch Mruck / Cisneros / Cesar / Faux 2005 und Cisneros / César / Domínguez Figaredo / Faux / Kölbl / Packer 2006; zur Entwicklung der qualitativen Methoden in der Schweiz siehe Eberle / Elliker 2005).

Weil das so ist, macht es aus meiner Sicht keinen Sinn, von *der* qualitativen Sozialforschung zu sprechen, sondern, wenn überhaupt, sollte man das Ganze das *Feld* der qualitativen Methoden nennen. Dieses Feld der qualitativen Methoden spannt sich (nach meinem Verständnis) im Wesentlichen entlang zweier Prämissen auf: die eine bezieht sich auf den *Gegenstandsbereich* der Wissenschaften, die sich mit dem Menschen beschäftigen, die andere bezieht sich auf die *Arbeit der Erforschung* menschlichen Handelns. Beide Prämissen bestehen aus einer Reihe von Annahmen über die Besonderheiten (a) menschlichen Handelns und (b) deren Erforschung. Diese Bündel theoretischer Aussagen resultieren so nicht aus empirischer Forschung, sondern liegen ihr zugrunde.

(zu a) Es sind immer konkrete Menschen, die handeln. Stets nehmen konkrete, allerdings in die Geschichte und in die Gesellschaft eingebettete und eingebundene Menschen etwas wahr, bewerten es, messen ihm Sinn zu, ordnen sich dann (aufgrund der vorgenommenen Sinnzuschreibung) unter oder lassen alles beim Alten oder entscheiden sich dafür, etwas zu verändern oder Neues zu entwickeln. Das tun sie in erworbenen, gesellschaftlich erarbeiteten Formen, Gattungen und Rahmen. Handeln hat immer eine Geschichte und einen Kontext. Auf dieses Handeln wirkt das Äußere - die Natur, die Sozialität, der Kontext, die Geschichte - nicht direkt und unmittelbar ein, sondern das Außen wird von der implizit deutenden Wahrnehmung und der (bewussten oder routinisierten) Deutung des Handelnden gebrochen. Das Äußere besitzt nur dann (einschränkende oder ermöglichte) Kraft und manchmal auch Macht über den Handelnden, wenn es *durch* ihn und damit *für* ihn Bedeutung erhalten hat.

Qualitative Sozialforschung (und hier argumentiere ich vom Selbstverständnis einer hermeneutischen Wissenssoziologie aus) kann all dies *nachzeichnen* und *festhalten*. Darüber hinaus kann sie aber auch die typische Gestalt des konkret Gewordenen, das *Muster* oder die *Figur rekonstruieren* und so auch konkrete Fälle und Entwicklungen *erklären*. Was qualitative Forschung aber *nicht* kann (und nicht will) ist auch klar: sie kann hinter all dem keinen Sinn, keine Rationalität und auch keine Funktion (zum Nutzen des großen Ganzen) erkennen. Geschichte entfaltet sich nicht, sie reproduziert in der Aktion nicht immer wieder die gleiche Struktur, sondern Geschichte und Interaktion sind trotz ihrer Gebundenheit an die Vergangenheit Entwicklungsoffene, einander bedingende und einander durchdringende Prozesse, die immer einmal (wieder) Muster bilden, dann jedoch immer wieder sich ihren eigenen Weg suchen bis zum nächsten Muster, das jedoch wieder ein völlig anderes sein kann.

(zu b) In und mit ihrer Lebenspraxis schaffen (konstruieren) Menschen arbeitsteilig Gesellschaft und soziale Ordnung: nicht jeder mit der gleichen Möglichkeit, seine Vorstellungen umzusetzen und viele nicht freiwillig. Ihre Deutungen der gemeinsamen Welt werden im

Anschluss an die Arbeiten von Alfred Schütz ‚Konstruktionen erster Ordnung‘ genannt. Sie sind Ausdruck der jeweiligen sozialen Lage und zugleich auch Mittel der ‚Reflexion‘ und Veränderung dieser sozialen Lage. Wissenschaftliche Arbeit ist immer und notwendig Teil dieser arbeitsteilig organisierten Schaffung von Gesellschaft und der sozialen Lagen. Sie ist ein spezifischer Arbeitsbereich mit spezifischen Methoden, Arbeitsstilen und Zielen. Wissenschaftliche Arbeit, die wesentlich durch Forschung, Kommunikation, Reflexion, Lehre und Prüfung gekennzeichnet ist, produziert auf diese Weise ‚Konstruktionen zweiter Ordnung‘. Dies sind also (Re-)Konstruktionen der sozialen Konstruktionen erster Ordnung. Da Wissenschaftler auch immer in der Praxis leben, die sie untersuchen, sind sie Produzenten von Konstruktionen erster wie zweiter Ordnung. Das bringt sie in eine verzwickte Lage.

Vielfalt ohne rechte Einheit – so lautete oben der Befund hinsichtlich der Geschlossenheit der deutschen qualitativen Sozialforschung. Dennoch ist es gewiss keine Geschmacksfrage, welche Forschungsstrategie gewählt wird, besteht doch eine enge Verbindung zwischen vorab entwickelter Theorie über den Gegenstand, der Datenerhebung und der Datenanalyse. Mit einigen Daten lässt sich mehr anfangen, mit anderen weniger. Mit welchen Daten sich nun mehr und mit welchen sich nun weniger anfangen lässt, ist letztlich eine Frage des Verwendungszweckes oder anders: Ob Daten nützlich sind, hängt von der Frage ab, auf die man mit ihrer Hilfe eine Antwort (re-)konstruieren will. Das scheint mir im Übrigen der Punkt zu sein, über den sich alle Forscher und Forscherinnen, egal welche Methoden sie bevorzugen, einig sind: Die Auswahl der Methoden hängt von der Frage ab, auf welche die Forschung eine Antwort produzieren soll. Und m.E. lassen sich zur Zeit innerhalb der qualitativen Forschung insgesamt vier Großfragerichtungen unterscheiden (siehe hierzu auch die früheren Ausführungen in Lüders / Reichertz 1986 und Reichertz / Schröer 1994).

a) Frage nach den subjektiven Sinnwelten von Handlungen

„Im Mittelpunkt dieser Forschungsperspektive steht das Subjekt, seine Sichtweisen, Weltbilder, lebensgeschichtlichen (Leidens-)Erfahrungen, Hoffnungen und Handlungsmöglichkeiten“ (Lüders / Reichertz 1986: 92). Es geht um die Gewinnung der Innensicht des Subjekts, also um Eindrücke, Wünsche, Ängste, Welt- und Fremddeutungen etc. Insbesondere das Narrative Interview und die Biographieforschung gehen dieser Fragestellung nach - und die Grounded Theory.

b) Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus

„Zu dieser hier sehr allgemein bezeichneten Forschungsperspektive gehören alle jene Ansätze, die - auf welchem Weg auch immer - letztlich beanspruchen, soziales Handeln - und damit ist unter dieser Perspektive immer gemeint: soziales Handeln in Milieus - zu beschreiben und zu verstehen“ (ebd.: 93). Vor allem die Ethnografie, manchmal auch ‚teilnehmende Beobachtung‘ oder ‚beobachtende Teilnahme‘ genannt, verfolgt diese Fragestellungen - und die Grounded Theory.

c) Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen

„Gemeinsam ist den Ansätzen dieser Forschungsperspektive der Anspruch, deutungs- und handlungsgenerierende Tiefenstrukturen rekonstruieren zu wollen“ (ebd.: 95). Es sind vor allem die Objektive Hermeneutik, die Gattungsanalyse und die Konversationsanalyse, die dieser Fragerichtung nachgehen.

d) (Re-)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit

Diese Forschungsrichtung versucht zu (re-)konstruieren, aufgrund welcher Sinnbezüge Menschen handeln, wie sie handeln. Gefragt wird, wie Subjekte, hineingeboren in eine historisch

und sozial vorgedeutete Welt, diese Welt permanent deuten und somit auch verändern. Diese Forschungsfragen werden vor allem von der Diskursanalyse, der Dokumentarischen Methode und der Hermeneutischen Wissenssoziologie verfolgt - und von der Grounded Theory.

Nun möchte ich nicht behaupten, die vielen Methoden der qualitativen Sozialforschung ließen sich umstandslos den einzelnen Großfragestellungen zuordnen. Je nach Anlage der Forschung können sie auch in anderen Forschungsperspektiven genutzt werden. Insbesondere das Narrative Interview und die Grounded Theory finden sich in verschiedenen Kontexten.

Da qualitative Forschung ein zukunftsoffener Prozess ist, bleibt abzuwarten, ob es bei diesen vier Forschungsperspektiven bleiben wird. Auch hier ist zu erwarten, dass neue Entwicklungen (Medien, Daten, Gegenstandsbereiche) es erforderlich machen, neue Fragen zu stellen und neue Theorien und Verfahren zu entwickeln.

4. Quantitative Methoden – ein Versuch der Umgrenzung

Auch wenn ich das Feld der quantitativen Forschung nicht so gut überblicke, scheint mir die These, dass auch dort vor allem Vielfalt anzutreffen ist, nicht besonders gewagt. Gemeinsam dürfte den ‚Quantitativen‘ lediglich der stabile Glaube an drei Glaubenssätze (Axiome) sein, nämlich dass (a) auch die Welt der sozialen Ordnung und die Welt der handelnden Akteure recht stabil, (b) von Gesetzmäßigkeiten bestimmt und (c) direkt oder indirekt beobachtbar sind. Und weil dies so ist, können diese Welten genau vermessen und auch Theorien zu ihnen entwickelt werden. Und - so der Glaube - die Theorien können auch in einem ‚dichten‘ Verhältnis zu der jeweils untersuchten Welt stehen - entweder weil man aufgrund von Beobachtungen (also induktiv) Wissen von der Welt erlangt hat (das ist eine etwas ältere und heute weitgehend überholte Sicht) oder weil man aufgrund der Unterstellung von Gesetzen Annahmen über die Beschaffenheit von Welt abgeleitet und mittels empirischer Forschung entweder widerlegt oder bestätigt hat.

Diese Verfahrensweise, die (wie Popper es einmal formuliert hat) ein aus Theorien geknüpftes Netz auswirft, um Stück für Stück die Welt einzufangen, wird nomologisch-deduktiv genannt. Auch heute gilt sie bei vielen (noch) als Inbegriff empirischer Sozialforschung. Ziel dieser Forschungsstrategie, die vor allem auf die Beseitigung falscher Hypothesen setzt, ist, möglichst nahe an die ‚Wahrheit‘ heranzukommen. Oder wie Schulz und Ruddat es formulieren: „Das Ziel quantitativer Sozialforschung ist in der Regel die Überprüfung der Erklärungskraft theoretischer Modelle über die soziale Realität“ (109).

Quantitativ orientierte Forscher verfügen über vermeintlich scharfe Gütekriterien - einerseits um sich von bestimmten Kollegen abzugrenzen, andererseits um bei konkurrierenden Theorien zwischen den Böcken und den Schafen unterscheiden zu können. Zentral hierfür sind neben den Kriterien der *Repräsentativität* der Datenauswahl und der *Objektivität* die *Validität* und *Reliabilität* der Datenauswertung.

Diese Gütekriterien sind nun auf einen Teil des Forschungsprozesses bezogen, der als durchaus heikel gilt - nämlich auf den Teil der Forschung, in dem die ‚harte‘ Wirklichkeit in wissenschaftlich verwertbare (in diesem Fall: numerische) Daten verwandelt wird. Hat man erst einmal die numerischen Daten, dann kann man mit der Hilfe von Logik und Mathematik Hypothesen und auch Theorien testen. Da die Güte von Logik und Mathematik außer Zweifel stehen, sind die entscheidenden Fragen alleine die, ob die Daten gut ausgewählt wurden (Repräsentativität) und ob ‚gut‘ gemessen wurde. Objektivität, Validität und Reliabilität beziehen sich nun genau und nur auf diesen Messvorgang. Die strategische Bedeutung der beiden Begriffe innerhalb einer quantifizierenden Sozialforschung besteht also darin, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes das Fundament legen für die Glaubwürdigkeit wissenschaftli-

cher Forschung: Ist das Fundament brüchig, wird das darauf ruhende Theorie-Gebäude bald einstürzen - ist dagegen das Fundament stabil, lassen sich selbst gewagte und weit gespannte Brücken bauen.

5. Lassen sich qualitative und quantitative Methoden miteinander verschneiden?

Nach dieser kurzen Beschreibung der Eigenheiten der qualitativen und quantitativen Forschung kann man sich fragen, wie das Hauptanliegen von Schulz und Ruddat, nämlich das Geben (wie bereits oben gesagt) von ‚praxistauglichen Hinweisen‘ zur Verbindung beider Methodenbereiche, gelingen kann. Über das Wie der ‚Verbindung‘ findet sich bei den Autoren folgender Hinweis: Es „zeigen sich die Stärken und Schwächen der beiden Methoden in unterschiedlichen Bereichen des Forschungsprozesses. Sie sind aber gerade dadurch geeignet, sich gegenseitig zu ergänzen und ein umfassenderes, abgesichertes Bild der sozialen Realität zu zeigen. Zweifellos haben beide Verfahrensklassen ihre inhärenten, unvermeidbaren und invarianten Beschränkungen und ihre spezifischen Grenzen müssen erkannt und berücksichtigt werden. Qualitative Daten können keinen allgemeinen Anspruch für größere Grundgesamtheiten erheben. Quantitative Daten erlauben keine detaillierten Aussagen über Denk- und Handlungsweisen von Individuen. Allerdings sind die jeweiligen Schwächen gleichzeitig die Stärken des jeweils anderen Ansatzes und gerade deshalb können beide Paradigmen zur gegenseitigen Ergänzung herangezogen werden“ (111).

Die Deutung der Textpassage scheint mir unproblematisch. Um *gegenseitige Ergänzung* geht es Schulz und Ruddat. Das Gute des Einen (aus dem einen Bereich) soll um das Gute des Anderen (aus einem anderen Bereich) ergänzt werden, auf dass das neue Ganze ein *umfassenderes* und *abgesichertes* Bild der sozialen Realität erschaffen kann. Das klingt danach, als ob die Methodenintegration (später auch Triangulation genannt) mehr Validität und Objektivität bringen soll - wie eingeschränkt auch immer. Damit ist das Ziel der Methodenverbindung klar: Verbesserung im Hinblick auf die Leistung wissenschaftlicher Forschung. Fraglich ist nur die Art der Verbindung.

Nun liegt der Teufel bekanntlich im Detail, was hier bedeutet: in dem Wort ‚verbinden‘. Denn es gehört zum kleinen Einmaleins, nicht nur von Köchen, sondern auch von Gärtnern, Züchtern, Chemikern und Weinbauern, dass es zumindest *zwei* Arten von Verbindungen gibt, die sich in Art und Ergebnis wesentlich unterscheiden.

Zum einen gibt es *Gemenge*, bei denen die beteiligten Einheiten in einem bestimmten Verhältnis gemischt werden, dabei aber ihre ursprünglichen Qualitäten behalten. Mischt man Hafer mit Roggensamen und sät sie aus, dann wachsen nachher Hafer und Roggen in dem ausgesäten Verhältnis friedlich nebeneinander. Zum anderen gibt es *Verbindungen*, bei denen sich die beteiligten Einheiten zu einer neuen Einheit mit teilweise völlig neuen Qualitäten verbinden. Wenn man z.B. roten mit weißem Wein verschneidet, kann man mit ein wenig Glück eine Cuvée erlangen, die anders und sehr viel besser als die Ausgangsstoffe schmeckt. Mit dem Verschneiden von Weinen soll in der Regel sowohl die Qualität des Produktes erhöht als auch die Dauer dieser Qualität über mehrere Jahrgänge erreicht werden. Zahlreiche Champagnersorten basieren auf einer Cuvée. Die Frage ist: Kann man Methoden miteinander verschneiden? Hierzu einige Überlegungen, die aus meiner Sicht durchaus mehrheitsfähig sind.

Wissenschaftliche Methoden sind bestimmte Praktiken, mit Daten umzugehen – und zwar solche Praktiken, von denen bestimmte Wissenschaftler zu bestimmten Zeiten erhoffen, dass mit ihrer Hilfe das Offensichtliche deutlich überschritten werden kann. Methoden gründen stets, und diese Einsicht ist weder neu noch originell, auf einer oft impliziten und (zu) selten explizierten Vorstellung davon, was die Daten ‚sind‘ bzw. repräsentieren, was wir wie erkennen und wie sich Daten erheben und auswerten lassen. Forschung ‚schafft‘ somit ihren

Gegenstand (in gewisser Weise) und damit auch die zu erhebenden Daten – weder das Eine noch das Andere findet sie einfach in der Außenwelt vor (vgl. auch Breuer 2005). Deshalb sind Methoden immer theoretisch geleitet und deshalb sind die ausgearbeiteten ‚Methoden‘ immer auch Theorie: Gesellschaftstheorie, Sozialtheorie, Handlungstheorie und Erkenntnistheorie.

Elaborierte qualitative wie quantitative Methodenlehren – und das kennzeichnet sie – sind wegen dieser Lage der Dinge grundsätzlich der Selbstreflexion verpflichtet und zugleich darum bemüht, die eigene theoretische und methodische Arbeit immer wieder selbst in die Forschung mit einzubeziehen.

Wer dagegen ohne vorab entworfene Grundlagentheorie seine Forschungsarbeiten beginnt, liefert sich (meist ohne dass es von den Forschenden selbst wahrgenommen wird) seinen Alltagstheorien über den Gegenstand aus – seinem Common Sense: Statt kontrollierter und reflektierter Erkenntnisse liefern nicht-bewusste, meist ad-hoc entworfene Vor-Urteile die relevanten Ansichten über die noch zu untersuchenden Gegenstände und verlängern sie auf diese Weise.⁴

Mit dieser Forschungspraxis einher geht oft die Ansicht, die Methoden seien neutrale *tools* (im Sinne von ‚Hilfsmittel‘), die sich je nach Geschmack und Arbeitszeit beliebig für jede Fragestellung nutzen lassen. Hauptsache sie sind ‚praxisnah‘ oder auch: ‚praxistauglich‘. Hier ergibt sich die Auswahl der Verfahren der Datenerhebung und Datenauswahl eher aus situativen Erwägungen als aus systematischen Gründen. Eine solche Methodenwahl gleicht in wesentlichen Punkten dem Zusammenstellen des Essens in Kantinen und Cafeterien. Hier wählt man das aus den angebotenen Angeboten aus, was einem gerade schmackhaft, gesund oder bezahlbar erscheint. So sammelt sich dann auf dem Tablett ein buntes Gemenge von Vor-, Haupt- und Nachspeisen, deren jeweilige Spezifik sich daraus ergibt, dass sie gerade verfügbar und günstig sind und ‚passend‘ erscheinen.

Methoden sind jedoch (wie oben dargelegt) keine Mittel, die man sich nach aktuellem Geschmack und Verfügbarkeit in der Cafeteria zusammenstellen kann, sondern sie sind im engen Sinne des Wortes ‚tools‘, also *Handwerkszeuge*. Jedes Handwerkszeug enthält in seiner Form und seiner Materialität bereits eine ‚Theorie‘ seines Gegenstandes: Der Hammer ist so, wie er ist, weil er sich aus der Praxis des Nageleinschlagens ergeben hat, und das gilt vergleichbar auch für den Meißel, die Säge, den Füller, den Anspitzer und alle Dinge, die geeignet sind, bestimmte Aufgaben effektiv zu erledigen. Wer mit einer Spitzhacke einem Zahn im Mund zu Leibe rückt, wird ebenso scheitern wie der, welcher das Fieberthermometer nutzt, um Erbsen zu zählen. Das ist trivial – ohne Zweifel. Nicht trivial ist dagegen der Befund, dass diese Trivialität oft vergessen wird.

6. Es gibt sie doch – die zwei Kulturen

Aber es gibt nicht nur Unterschiede, es gibt auch Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen der qualitativen und quantitativen Forschern und Forscherinnen: Auffällig ist erst einmal das Fehlen einer rechten Einheit in beiden Gruppen. So gibt es keine Einheit bei den Qualitativem: Es gibt die, die vor allem verstehen wollen, und die, die den Prozess des Verstehens und

4) Für diese Forschung gilt das Urteil von Lazarsfeld aus dem Jahre 1962 über die Wissenschaftstheoretiker. Diesen warf er damals vor, sie seien weder an der alltäglichen Arbeit der Forscher interessiert noch wüssten sie darüber Bescheid. Den jungen Qualitativen empfahl er damals, entweder auf den Segen des methodologischen Klerus zu verzichten und weiter zu wursteln (eine Empfehlung, die später oft missverstanden wurde) oder aber die eigenen Methodologien zu entwickeln (vgl. Lazarsfeld 1976: 46). Letzteres legte er damals seinen Mitstreitern ans Herz – nicht die Kunst des Weiterwurzelns.

das Verstandene reflektieren wollen. Und es gibt, da bin ich ziemlich sicher, auch keine rechte Einheit bei den Quantitativen: Es gibt die, die vor allem zählen und vermessen, und die, die den Prozess des Zählens und Vermessens und das Vermessene reflektieren wollen.

In beiden Gruppen (auch das ist ihnen gemeinsam) arbeiten Forscher und Forscherinnen offen, kommunikativ, flexibel, intersubjektiv und reproduzierbar. In beiden Gruppen gibt es welche, die sich auf Aussagen über Zusammenhänge kleiner Reichweite beschränken, und andere, die zudem noch Zusammenhänge mittlerer und großer Reichweite erklären wollen. In beiden Gruppen finden sich Forscher und Forscherinnen, welche die Mikroperspektive, und andere, welche die Makroperspektive bevorzugen. Manchmal *liefern* bei Forschungsarbeiten die Quantitativen die Hypothesen, manchmal tun das die Qualitativen, und manchmal *überprüfen* die Quantitativen und manchmal tun das die Qualitativen.

Und natürlich ruht jede quantitative Untersuchung einer qualitativen Basis auf und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder interpretieren – weshalb in quantitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen qualitativer Forschung gearbeitet wird. Und natürlich ruht jede qualitative Untersuchung einer quantitativen Basis auf (z.B. dann, wenn sie ‚Normalität‘ bestimmen will) und natürlich muss sie im Verlauf der Arbeit immer wieder die Relevanz, die Wichtigkeit, die Häufigkeit ‚intuitiv‘ ermitteln – weshalb in qualitativen Untersuchungen immer und notwendigerweise mit den Prämissen quantitativer Forschung gearbeitet wird.

In der konkreten Forschung durchdringen sich also das Feststellen von Häufigkeiten und die Ausdeutung von Sachverhalten – und zwar in jeder Phase der Forschung. Es gibt sie also nicht, die klare Trennung der quantitativen und qualitativen Forschung entlang von bestimmten *Merkmalen, Phasen, Perspektiven* oder *Reichenweitenansprüchen*. Gründe genug, darauf zu hoffen, dass es auch eine echte Verbindung der beiden Methodenverständnisse geben könnte.

Was die beiden Forschungsrichtungen allerdings trennt, das ist der Umstand, dass jede Richtung eine eigene Kultur besitzt und dass diese Kulturen *nicht* so viele inhaltliche Gemeinsamkeiten aufweisen. Das gilt insbesondere, wenn man im Anschluss an Hans-Georg Soeffner unter ‚Kultur‘ jenen „Bedeutungsrahmen [versteht, J. R.], in dem Ereignisse, Dinge, Handlungen, Motive, Institutionen und gesellschaftliche Prozesse dem Verstehen zugänglich, verständlich beschreibbar und darstellbar sind“ (Soeffner 1988: 12). Obwohl manche sprachlichen Formulierungen ähnlich klingen, ist eine Reise von der qualitativen Forschung zur quantitativen nicht mit einer Reise von Dortmund nach Essen, sondern mit einer von Dortmund nach Detroit zu vergleichen: Ein Ozean trennt die beiden Kulturen – um eine alte Idee und Metaphorik von Snow 1965 aufzugreifen. Quantitative und qualitative Forschung sind nicht nur durch die Methoden getrennt, sondern vor allem und wesentlich: durch die Kultur, deren Ausdruck die Methoden sind (zu der Idee der verschiedenen Forschungskulturen auch im Hinblick auf die Sozialwissenschaften siehe Lepenies 1985).

Wollte man beide Kulturen zum Zwecke der Optimierung, also zur Erreichung einer Cuvée, die sowohl die Qualität des Endproduktes erhöht als auch bleibend eine konstante Qualität erreicht, wirklich miteinander verbinden, dann bräuchte man als Erstes eine ‚neue‘ Sprache, mit der die Fragen und Probleme aus einer *neutralen* und übergeordneten Perspektive formuliert werden könnten. Die beiden methodischen Zugangsweisen zur Wirklichkeit müssen zugleich als Perspektiven begriffen werden und das Neue bestünde dann in einer Perspektivenüberschreitung, die jedoch die beiden vorhandenen Perspektiven bewahrt und zugleich überschreitet. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob es überhaupt eine Sprache geben kann, die *methodenneutral* ist, die also nicht bereits Ausdruck eines Paradigmas ist. Unterhalb der Entwicklung einer neuen gemeinsamen Sprache und einer Perspektivenüberschreitung ist jedoch jede Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden nur ‚ein Cafeteria-Menü‘ oder moderner: ein *cross over*, ein Gemenge ohne ernsthafte Qualitätsverbesserung.

Ohne Zweifel bringt ein cross over der Methoden ein neues, *bunteres* Bild der untersuchten gesellschaftlichen Prozesse. Wenn man aber daran festhält, dass (aller sozialkonstruktivistischen Einsprüche zum Trotz) Wissenschaft auf eine Verbesserung von Validität hinarbeitet, dann ist aus meiner Sicht fraglich, ob das cross over mehr an Validität erbringen kann – immer unterstellt, man ist sich einig, dass „Validität“ nicht eine messtechnisch definierte Gültigkeit meint, sondern stattdessen, dass der untersuchte Wirklichkeitsbereich in irgendeiner Weise „besser“, „differenzierter“ erfasst wird. Praxistaugliche Handreichungen zum cross over von Methoden führen dann eher in eine (neue) Sackgasse, als dass sie Wege eröffnen.

Vielleicht besteht eine vorläufige Antwort auf die Frage ja darin, dass man nicht sofort die „große Lösung“, also eine echte Verbindung der Methoden angeht. Vielleicht macht es mehr Sinn, als *ersten Schritt* zu einer solchen Verbindung darüber nachzudenken, wie Forschungsfragen, die jeweils an bestimmte Methoden gebunden sind, sinnvoll miteinander verknüpft werden können. Denn es wird einige Fragen (und damit einige Methoden) geben, die man leichter miteinander verbinden kann, und andere, wo das sehr schwer werden wird. Und dann kann man darüber nachdenken, ob es gelingt, auch eine gemeinsame Perspektive zu schaffen.

Aber hinter all den Überlegungen steht die historisch gar nicht so alte Idee, dass die Wirklichkeit prinzipiell durch empirische, methodisch angeleitete und abgesicherte Forschung aufgehellt werden kann. Vor dem Hintergrund dieser alten Hoffnung stellt sich dann für viele (nur noch) die Frage, welche Methoden gut und welche schlecht sind. Diskutierte man nur lange genug über diese Frage und würde bei dieser Debatte nur das gute Argument zählen, so die Hoffnung weiter, dann würde am Ende die eine gute Methode (egal ob qualitativ oder quantitativ oder beides) und die Aufklärung der Wirklichkeit stehen. Das ist natürlich nur eine Idee, genauer: eine Utopie. Und die eigentliche Frage ist, ob diese Idee wirklich trügt.

Literatur

- Bohnsack, R. (2005): Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 8, S. 63-81.
- Breuer, F. (2005): Konstruktion des Forschungsobjekts durch methodischen Zugriff, in: Günter Mey (Hrsg.), Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie, Köln, S. 57-102.
- Cisneros Puebla, C. A. / D. Domínguez Figaredo / R. Faux/ C. Kölbl / M. Packer (September 2006): Editorial: Über Epistemologien und Peripherien qualitativer Forschung (13 Absätze), Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (Online Journal), 7(4), Art. 4, abgerufen am 1. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/4-06/06-4-4-d.html>.
- Eberle, Th. (1999): Sinnadäquanz und Kausaladäquanz bei Max Weber und Alfred Schütz, in: Ronald Hitzler / Jo Reichertz / Norbert Schröer (Hrsg.): Hermeneutische Wissenssoziologie, Konstanz, S. 97-120.
- Eberle, Th. / F. Elliker (2005): A Cartography of Qualitative Research in Switzerland (33 paragraphs), Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (Online Journal), 6(3), Art. 24, abgerufen am 10. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-24-e.html>.
- Erzberger, Ch. (1998): Zahlen und Wörter. Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess, Weinheim.
- Esser, H. (2007): Soll das denn alles (gewesen) sein?, in: Soziale Welt 58, S. 351-358.
- Flick, U. (2005): Qualitative Research in Germany and the US-State of the Art, Differences and Developments (47 paragraphs), Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research (Online Journal), 6(3), Art. 23, abgerufen am 10. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-23-e.html>.

- Glass, G. (1976): Primary, Secondary and Meta-Analysis of Research, in: *Educational Researcher* 5, S. 3-8.
- Hitzler, R. (2002): Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie (35 Absätze), *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (Online Journal), 3(2), abgerufen am 20. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.html>.
- Hitzler, R. (2007): Wohin des Wegs? Ein Kommentar zur neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung (31 Absätze), *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (Online Journal), 8(3), Art. 4, abgerufen am 20. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-07/07-3-4-d.html>.
- Hollstein, B. / C. Ullrich (2003): Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Forschung in: *Soziologie* 32, S. 29-43.
- Kelle, U. / Ch. Erzberger (2000): Qualitative und quantitative Methoden: Kein Gegensatz, in: Uwe Flick / Ernst von Kardorff / Ines Steinke (Hrsg.) (2000): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek, S. 299-309.
- Knoblauch, H. (2000): Zukunft und Perspektiven qualitative Forschung, in: Uwe Flick / Ernst von Kardorff / Ines Steinke (Hrsg.) (2000): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek, S. 623-631.
- Knoblauch, H. / U. Flick / Ch. Maeder in Kooperation mit Iain Lang (Hrsg.) (2005): *Qualitative Methods in Europe: The Variety of Social Research* (10 paragraphs), *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (Online Journal), 6(3), Art. 34, abgerufen am 10. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-34-e.html>.
- Kromrey, H. (2005): „Qualitativ“ versus „quantitativ“ – Ideologie oder Realität? Symposium: Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Differenz und / oder Einheit? 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 24.-25. Juni 2005, abgerufen im Februar 2008 unter <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/kromrey.pdf>.
- Lazarsfeld, P. F. (1976): Wissenschaftslogik und empirische Forschung, in: Ernst Topitsch (Hrsg.): *Logik der Sozialwissenschaften*, Köln, S. 37-52.
- Lepenies, W. (1985): Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München.
- Lüders, Ch. (2000): Herausforderungen qualitativer Forschung, in: Uwe Flick / Ernst von Kardorff / Ines Steinke (Hrsg.) (2000): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek, S. 632-642.
- Lüders, Ch. / J. Reichertz (1986): Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum. Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung, in: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau* 12, S. 90-102.
- Maiwald, K. O. (2005): Rezension, in: *Sozialer Sinn* 6, S. 155-169.
- Mruck, K. (unter Mitarbeit von Günter Mey) (Januar 2000): Qualitative Sozialforschung in Deutschland (54 Absätze), *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (Online Journal), 1(1), abgerufen am 10. Februar 2008 unter <http://qualitative-research.net/fqs>.
- Mruck, K. / C. A. Cisneros Puebla / R. Faux (2005): Editorial: Über Zentren und Peripherien qualitativer Forschung (10 Absätze), *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* (Online Journal), 6 (3), Art. 49, abgerufen am 10. Februar 2008 unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-49-d.html>.
- Nollmann, G. (2006): Das neuronale Korrelat und Max Webers Konzept der soziologischen Kausalerklärung, S. 61-78.
- Reichertz, J. / N. Schröer (1994): Erheben, Auswerten, Darstellen. Konturen einer hermeneutischen Wissenssoziologie, in: Norbert Schröer (Hrsg.): *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*, Opladen, S. 24 - 55.
- Reichertz, J. (2007a): Qualitative Sozialforschung. Ansprüche, Prämissen, Probleme, in: *Erwägen – Wissen – Ethik* 18, S. 195-208. Mit kritischen Kommentaren von Lars Allolio-Näcke & Jürgen van Oorschot, Georg Breidenstein, Franz Breuer, Thomas Brüsemeister, Thomas Eberle, Hannelore Faulstich-Wieland & Peter Faulstich, Uwe Flick, Jochen Gläser & Grit Laudel, Detlef Garz, Heiko Grunenberg, Ronald Hitzler, Gerd Jüttemann, Mechthild Kiegelmann, Dieter Kirchhöfer, Jürgen Klüver, Hubert Knoblauch, Helmut Kromrey, Thomas Loer, Morus Markard, Philipp Mayring, Wolfgang Mertens,

Günter Mey, Katja Mruck, Bernt Schettler, Karin Schlücker, Johannes Twardella, Werner Vogd, Jan Weyand und Harald Witt (S. 208-276) und einer Synopse von Walter Herzog und Armin Hollenstein (S. 293-313).

Reichertz, J. (2007b): Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas?, in: Erwägen – Wissen – Ethik 18, S. 276-293.

Snow, Ch. P. (1965): The Two Cultures: and A Second Look, Cambridge.

Soeffner, H.-G. (1988): Kulturmythos und kulturelle Realität(en), in: Ders., Kultur und Alltag, Göttingen: Schwarz Verlag, S. 3-20.

Wittgenstein, L. (1977): Philosophische Untersuchungen, Frankfurt / Main.

Wohlrab-Sahr, M. (2000): Qualitative Methoden. Eine Sammelrezension, in: Soziologische Revue, Sonderheft 65, S. 207-216.

Prof. Dr. Jo Reichertz
Kommunikationswissenschaft
Universität Duisburg-Essen
Universitätsstraße 12
45141 Essen
jo.reichertz@uni-due.de